

The background of the book cover is a dark, almost black, field filled with a dense pattern of colorful, overlapping circles and squares. The shapes are rendered in bright, saturated colors including yellow, cyan, magenta, and green. Many of these shapes are composed of multiple concentric lines, creating a sense of depth and movement. The overall aesthetic is vibrant and abstract.

Barbara Schweder

Frauen fühlen anders.

Männer auch.

Orac

Gefühle und Geschlecht

Tarzan und Jane

Der wüste Urmensch bringt sein Gesicht ganz nah an das der schönen, jungen Frau. Man sieht ihm an, wie sehr er jeglicher Zivilisation entbehrt haben muss. Das Haar umsteht wild wie Gestrüpp sein kantiges, wettergegerbtes Gesicht. Zerfurcht von zahllosen Entbehrungen lässt die Haut keine Diagnose mehr über sein Alter zu. Der Mund, scharf umzeichnet, lässt kein Gefühl erkennen. Lediglich sein Blick, so durchdringend und unnahbar er auf die junge Frau gerichtet ist, die ihn angsterfüllt anstarrt, lässt doch auch etwas Weiches erahnen, berührt scheint er vom Anblick ihres schönen Gesichts, von ihrer Angst und ihrer Hilflosigkeit. Sie hält ganz still, um ihn nicht zu reizen, und starrt unverwandt zurück, die Augen geweitet in Furcht, aber auch bereits ahnend, dass von ihm keine unmittelbare Gefahr droht. Obwohl er so weit weg von alledem, was ihre Kultur und ihre Erziehung ausmacht, aufgewachsen sein muss, ist da dennoch der Funke einer tiefen Erkenntnis, einer Menschlichkeit, welche die ungeschlachte Wildheit mildert, ja besänftigt.

Als er eine Hand ausstreckt, um ihr Dekolleté zu berühren, das von alabasterner Blässe mitten im Dschungel so deplatziert erscheint, ergreift sie seine groben Pranken, die von hervortretenden Venen umrankt sind wie Pfosten einer alten Laube, und während sie seine Berührung abbremst und führt, sagt sie: „Jane.“ Er sieht verwundert auf die feinen weißen Finger und zarten Hände, die den seinen so ähnlich sind und doch wie aus einer anderen Welt erscheinen. Und während er nun seinerseits ihre Hand auf seine Brust legt, die von einem starken, ruhigen

Herzschlag gehoben und gesenkt wird, sagt er „Tarzan.“ Generationen bereits hat Edgar Rice Burroughs Geschichte von Tarzan¹, dem Dschungelmenschen, und Jane, der gebildeten und kultivierten Engländerin, in ihren Bann geschlagen, hat Filmemacher inzwischen 100-fach inspiriert, den Stoff immer wieder neu darzustellen. Was ist es, das uns Kinder der Zivilisation derart anzieht an dieser Begegnung von Jane und Tarzan?

Ist es der Zauber der Zähmung des Unbändigen durch die zarte Hand der Zivilisation, sind es philosophische Überlegungen über das grundlegende Wesen des Menschen als des „edlen Wilden“, der wahre Moral und Ethik angeboren in sich trägt, solange die Zivilisation ihn nicht vergiftet? Oder ist es der Reiz der Begegnung von Mann und Frau in all ihrer Widersprüchlichkeit? Die Befreiung von erziehungsbedingten Hemmschwellen, welche die gesellschaftliche Etikette vor allem der gebildeten Schichten einem Herrn abverlangt, hat dem wilden Dschungelmann daher einen naturbelassenen Zustand der „Ur-Männlichkeit“ bewahrt. Ihr hingegen hat das Raffinement ihrer englischen Erziehung einen Nimbus der Unberührbarkeit und äußerster Sittsamkeit beschert, der uns als Weiblichkeit in Reinkultur erscheint. Es ist der Stoff, aus dem die Märchen sind. Die Szene zeichnet ein Spannungsfeld zwischen den Geschlechtern, wie es intensiver nicht sein kann. Eine geniale Inszenierung der Prototypen Mann und Frau, ein Klischee freilich und biologisch gesehen eine Fiktion, aber mit einem sehr realen Hintergrund.

Männern und Frauen, so tief sie sich immer in die Augen blicken mögen und so berührend die Erkenntnis, sich zueinander hingezogen zu fühlen, auch sein mag, bleibt doch auch die vage Ahnung der Unvereinbarkeit, der Unüberbrückbarkeit von Unterschieden, einer emotionalen Kluft, die sie zeitlebens trennen wird. Dieses Spannungsfeld, das wir täglich an unseren Mitmenschen wie an uns selbst beobachten können, hat eine sehr tiefgreifende Ursache.

Es mag paradox erscheinen, aber gerade jener Antrieb, der Männer und Frauen häufig gegen jede Vernunft aufeinander zugehen lässt, ja sie drängt, einander zu suchen, zu finden und festzuhalten, gerade diese Herrschaft der Gefühle ist es, die Männer und Frauen ebenso unerbittlich trennen und zu erbarmungslosen Feinden machen kann. Vernunft hat, wenn überhaupt, nur einen verschwindend geringen Anteil an der Entscheidungsfindung. Wie ein Korken auf einer gewaltigen, dunklen Woge aus Emotionen hopst das Bewusstsein hilflos wie ein Reiter auf einem durchgehenden Pferd.

Homo sapiens?

So stolz wir sein mögen auf die Errungenschaften des Verstandes, die uns aus dem Sumpf der Instinkte und Triebe herausheben, aus dem Reich der Tiere empor in die klaren unbestechlichen und hehren Tempel der Vernunft, sie haben keine Macht über jenen Bereich unseres Innenlebens, der – allen Leugnern biologischer Einflüsse auf das Verhalten des Menschen zum Trotz – unregierbar und unbeirrbar unsere Handlungsweisen beeinflusst. Tief in unserem Inneren entstehen vorbewusste Handlungsmotivationen, die weit entfernt sein mögen von jeglicher rationaler Lebensplanung. Ein unheimliches Substrat usurpiert und regiert uns so unaufgefordert wie autonom und führt den stolzen Homo sapiens, den weisesten unter den Tieren, vor wie eine Marionette.

Gefühle entstehen auf höchst kompliziertem Wege als Potpourri von sehr basaler Grundinformation von Seiten der Körperchemie aus den Tiefen der Physis, welche einerseits überlagert wird vom Schatz der Erfahrung, andererseits mit diesem interagiert. Interpretiert und bewusst gemacht von rationalen Überlegungen wird hingegen nur ein geringer Prozentsatz dieser Abläufe, sodass es bei kritischer Betrachtung in

der Tat so aussieht, als sei das Bewusstsein lediglich dazu verdammt, im Nachhinein zu rechtfertigen, warum wir gerade welchem Antrieb nachgegeben haben.²

Der Einfluss des bewussten und mehr oder weniger rationalen Denkens wirkt über Interpretationsmechanismen auf die Entstehung von Gefühlen – und zwar mit Hilfe eines ganzen Settings von erworbenen Erfahrungen, die im Laufe der Individualentwicklung gemacht wurden. Unser Großhirn hat die Eigenschaft, ähnliche Erfahrungen autonom (das heißt ohne Beteiligung des Bewusstseins) in Kategorien zusammenzufassen. Dies hat rein ökonomische Gründe, führt aber dazu, dass unaufgefordert immer wieder Erinnerungen an ähnliche Situationen auftauchen, die bei der Evaluierung einer neuen Situation nicht immer hilfreich sind. Suchrastern gleich stülpen sich frühere Erlebnisse über neue Situationen, um im Sinne der selbsterfüllenden Prophezeiungen Paul Watzlawicks im Positiven wie in Negativen Bestätigung zu finden.³ Erinnerungsschablonen, einmal etabliert, erweisen sich zumeist als mehr oder weniger unkorrigierbar.

Über den Abruf von Erfahrungen können vernunftfähnliche Überlegungen auch die Körperchemie beeinflussen und damit ein hochkomplexes Spannungsfeld zwischen bewussten Empfindungen und unbewussten Befindlichkeiten schaffen.

Aus zahlreichen Studien ist bekannt, dass die Befindlichkeit des Körpers großen Einfluss darauf hat, wie ein und dieselbe Situation bewertet wird. Das Warten in einem überheizten Raum erzeugt bei Versuchspersonen im Experiment zumeist eine negativere Einstellung gegenüber dem zu erwartenden Versuch als bei einer Vergleichsgruppe, die in einem wohltemperierten Raum der Dinge harren durfte. Wenn nun eine simple Unannehmlichkeit, wie eine nicht ideale Raumtemperierung, Einfluss hat auf unsere Bewertung aller anderen ankommenden Sinneswahrnehmungen, um wie viel dramatischer muss dann das tatsächliche Zustandekommen von

Gefühlen beeinflusst sein von sämtlichen Eingängen unserer Körperbefindlichkeiten, wie den Füllungszuständen der Eingeweide, der Blutkonsistenz, der Befindlichkeiten des Stütz- und des Bewegungsapparates und last not least vom Hormonstatus, welcher letztlich mitverantwortlich zu sein scheint für die grundlegendsten Unterschiede emotionaler Verarbeitung bei Männern und Frauen.

Man bekommt eine Ahnung von der Komplexität der Vorgänge, wenn man sich vergegenwärtigt, was sich die Zellen der Gehirnrinde in der Finsternis der Kapsel aufgrund der Prägung durch die jeweilige individuelle Erfahrung so alles ausdenken können, um diesen – wie Goethe ihn so treffend nannte – „lärmenden Haufen der Sinne“ weiter anzukurbeln und durcheinanderzubringen. So können wir uns ärgern, dass uns der „Kragen platzt“; dabei genügt es, an ein Ärgernis zu denken, und schon wird das passende Hormon – Adrenalin – ausgeschüttet, der Puls und der Blutdruck steigen und der ganze Körper befindet sich plötzlich in Alarm- und Kampfbereitschaft, obwohl die Ursache des Ärgernisses weit entfernt sein kann. Ebenso können wir uns „zu Tode kränken“, und wirklich können physisch die Nieren versagen – und wir können an Urämie (Harnvergiftung) sterben, obwohl keine organischen Störungen vorliegen, also aufgrund einer für die Vernunft nicht lösbaren Konfliktsituation. Bei geistig behinderten Menschen, die oft ein Leben lang mit besonderer Liebe und Hingabe an ihrer Betreuungsperson hängen, kann es vorkommen, dass sie sich nach dem Tod dieser Person einfach hinlegen und sterben.⁴ Bei einer derartigen Sensibilität der Gemütslage für die wechselseitige Beeinflussung der Chemie des Körpers und der bewussten Vorgänge im Großhirn ist die Vermutung, hierin einen Grundstein für Geschlechtsunterschiede zu finden, naheliegend, unterscheidet doch vor allem das Hormonkostüm Männer und Frauen ganz wesentlich. Die große Überraschung war dabei allerdings, dass sich Geschlechtsunterschiede schon

ganz basal in der Gehirnanatomie derartig augenfällig und grundlegend manifestieren würden.

Der kleine Unterschied

Für ihren Film „Der kleine Unterschied – Warum Männer und Frauen anders denken und fühlen“⁵, der später mit dem Staatspreis für Wissenschaftspublizistik ausgezeichnet werden sollte, reiste meine Schwester, die Wissenschaftsjournalistin Sabina Riedl, 1996 in die USA, um das berühmte Forscherehepaar Raquel und Ruben Gur an der School of Medicine der University of Pennsylvania zu ihren jüngsten Entdeckungen zu befragen. Das Forscherehepaar benützte eine damals neue, sensationelle wissenschaftliche Methode der Gehirnungersuchung, den sogenannten PET-Scanner. Mit Hilfe dieses Gerätes konnten erstmals Gehirnaktivitäten nachgewiesen werden, während sie entstanden, und zwar punktgenau in ihrer jeweiligen Region, nicht wie das bereits länger bekannte EEG (Elektroenzephalogramm), das lediglich oberflächliche Gehirnaktivität ableiten kann, welche der Dimension der Tiefe entbehren. Die erste große Überraschung wurde den Gurs beschert, als sie erkennen mussten, dass Männer und Frauen selbst in Ruhephasen Aktivitäten in anatomisch verschiedenen Teilen ihres Gehirnstamms aufweisen.⁶

Das Gehirn ist eine gewachsene Struktur, die ähnlich dem Brokkoli über einem Stamm aufgequollen ist, wobei tieferliegende Areale, die stammesgeschichtlich älteren, von stammesgeschichtlich jüngeren überwachsen werden. Diese liegen dementsprechend anatomisch darüber und damit näher zum Großhirn. Die rechte und linke Gehirnhälfte, denen sehr unterschiedliche Leistungen zugeschrieben werden, sind durch ein dickes weißes Faserbündel, den „Balken“ miteinander verbunden. Als Quelle der Emotionen gilt das limbische System,

das charakteristischerweise an jener Schnittstelle im Gehirn zu finden ist, wo die ankommenden Sensationen aus dem Körper über den Hirnstamm in jene Regionen aufsteigen, wo sie der bewussten Erfassung zugänglich werden. Hier treffen sie auf Erfahrungsmuster, die im besten Falle bei der Einordnung der ankommenden Information helfen.

Bei der Beobachtung der Gehirnaktivitäten entspannter Versuchspersonen entdeckte das Forscherpaar Gur, dass Frauen einen stammesgeschichtlich jüngeren Teil des limbischen Systems benützen, der oberhalb des Balkens gelegen ist. Entspannte Männer zeigen hingegen häufiger Aktivitäten in einem stammesgeschichtlich älteren, anatomisch tiefer, nämlich unterhalb des Balkens liegenden Teil des limbischen Systems.

Diese Entdeckung war eine kleine Sensation. Auch andere Wissenschaftler bestätigten bald, dass Frauen und Männer nicht nur in entspanntem Zustand, sondern auch bei der Bewältigung gleicher Aufgaben vielfach unterschiedliche Gehirnareale benützen.

Bildreich oder wortreich

Die Wiener Neurobiologin Brigitte Rescher ließ weibliche und männliche Versuchspersonen blind Gegenstände ertasten. Diese sollten dann später, ohne Augenbinde und ohne Berühren, rein optisch wiedererkannt werden.

Mit dem EEG (Elektroenzephalogramm) wurde überwacht, welche Bereiche des Gehirns während des Versuches aktiviert wurden. Dabei ergab sich zunächst ein eklatanter Geschlechtsunterschied: Männer bemühten häufig das räumliche Zentrum ihres Gehirns, welches am Hinterhaupt gelegen ist. Offenbar stellten sie sich den Gegenstand bildlich vor, während sie ihn (blind) in den Händen hielten. Frauen hingegen benützten eher ihre Sprachzentren, die an den Seiten des Gehirns situiert

sind. Sie versuchten ganz offenbar, die Gegenstände zu verbalisieren: rund, glatt, weich. Bemerkenswert an der Versuchsreihe war, dass beide Methoden sich als gleichermaßen effektiv erwiesen. Bei der Wiedererkennung schnitten Männer und Frauen gleich gut ab.⁷

So hätte nun auch die Entdeckung des Forscherpaares Gur ohne Konsequenzen bleiben können, gäbe es da nicht einen gravierenden Nachteil älterer stammesgeschichtlicher Hirnareale gegenüber jüngeren: Den älteren fehlt die Anbindung an das Sprachzentrum.

Während die optischen Areale genauso wie die Sprachzentren selbst zur Großhirnrinde gehören und damit die Chance besitzen, ihre Eindrücke in Worte zu kleiden, gilt dies nicht für die stammesgeschichtlich älteren Teile des limbischen Systems. Die Zentren höherer Aktivität in ruhenden Männergehirnen sind dafür bekannt, stammesgeschichtlich alte Antriebe wie Sex, Flucht und Aggression zu beherbergen. Diese bedürfen offenbar wortreicher Interpretation weniger, da sie ohnedies ganz von alleine funktionieren.

Die Auswirkungen sind unmittelbar: Emotionen, die ins Bewusstsein dringen wollen, müssen „begriffen“ werden. Fehlen die Worte, wird einerseits nicht verstanden, was in einem vorgeht, mit einem passiert, und man fühlt sich gepackt, „übermannt“, ausgeliefert. Andererseits fehlen adäquate Verarbeitungsstrategien, denn diese würden Verständnis voraussetzen. Die Konsequenzen aus dieser geschlechtsspezifischen Präferenz wurden bald manifest, als das Ehepaar Gur männliche und weibliche Probanden beim Erkennen von Emotionen in Gesichtern testeten. Dabei war der Ausdruck starker Emotionen für die meisten Probanden beiderlei Geschlechts leicht einzuordnen: Schallendes Gelächter und heftiges Weinen ließen keinen Zweifel bezüglich der Zuordnung aufkommen. Hingegen ergaben sich bei feineren Nuancen Schwierigkeiten auf Seiten männlicher Probanden.

Ein ganz eklatanter Geschlechtsunterschied manifestierte sich beim Erkennen von Trauer in weiblichen Gesichtern. Die männlichen Probanden wirkten, als hätten sie diesbezüglich einen Gehirnschaden, beschreibt Ruben Gur seinen Eindruck bei der Entdeckung dieser Tatsache.⁸

Harte Worte, ja, aber der berühmte Gehirnforscher scheint die Literatur zu kennen. Es ist eine gut dokumentierte Tatsache, dass Autisten nicht die Fähigkeit besitzen, Emotionen aus Gesichtern abzulesen. Autismus ist eine hauptsächlich „männliche“ geistige Störung. Fünfmal häufiger sind Männer betroffen als Frauen. Das männliche Geschlechtshormon Testosteron ist als Entstehungsursache dieser Erkrankung ins Visier der Forscher geraten. Die Störung gilt unter anderem als extreme „Vermännlichung“ des Gehirns.⁹

Interessant ist, dass Gurs männliche Versuchspersonen offenbar keine Probleme hatten, Trauer in männlichen Gesichtern zu erkennen, was Raum für wilde Spekulationen lässt. So meint Gur, dass es in der Evolution des Mannes offenbar vordringlicher war, Emotionen bei einem Gefährten in der (männlichen) Jagdgemeinschaft zu interpretieren als die Emotionen der Partnerin, konnte diese offenbar nicht so viel Schaden anrichten wie ein gekränkter Kampfgefährte. Ob diese Arbeitshypothese nun Wahrheitsgehalt besitzt, kann an dieser Stelle nicht überprüft werden. Die Tatsache jedoch, dass Männer offenbar größere Probleme haben, Emotionen bei ihren Mitmenschen zu erkennen, wirft die Frage auf, ob sie vielleicht auch eher Probleme haben, Gefühle bei sich selbst wahrzunehmen.